

Moddi **VERBOTENE LIEDER**

10 GESCHICHTEN VON
5 KONTINENTEN

NAUTILUS



ist Anwalt wie ich.«

»Dann hat keiner von ihnen Karriere beim Militär gemacht?«, fragt Zofia.

»Sie hat es ihnen verboten!«

Die Stimme kommt von der Treppe, über die ein Mann zu uns nach unten kommt. Er lacht, als wäre er eigentlich erleichtert darüber, dass seine Kinder sich nicht für die gleiche Karriere wie ihr Vater entschieden haben. Eli Geva streckt uns die Hand entgegen.

»Shalom!«

Er ist kleiner, als ich gedacht hatte, kaum größer als ich selbst, und trägt ein ordentliches hellblaues Hemd. Von der rabenschwarzen Lockenmähne, die er 1982 gehabt hatte, ist nicht mehr viel übrig. Mir wird bewusst, dass ich ihn zum ersten Mal ohne Uniform sehe und ohne den strengen Blick, der für die Schwarz-Weiß-Bilder dieser Zeit so typisch war.

Wir gehen in den Garten hinter dem Haus. Ein Tisch ist mit Keksen und Schokolade gedeckt. Birgitte kramt einen Zettel aus ihrer Tasche.

»Das ist das Original. Von 1982.«



Birgitte Grimstad, Eli Geva und Moddi in Gevas Garten

Es ist still am Tisch, während Eli Geva liest. Als er mit einem Zeichen zu verstehen gibt, dass er fertig ist, ergreift Birgitte wieder das Wort.

»Das Lied war damals ziemlich kontrovers, sodass ich es nicht gesungen habe. Ich war

einfach zu feige.«

Eli Geva nimmt seine Brille ab. Es lässt sich nicht erkennen, ob er den Text mag oder nicht.

»Das war ja auch wirklich kontrovers, ich kann Sie gut verstehen«, sagt er.

»Halten Sie den Text auch heute noch für kontrovers?«, fragt Birgitte.

»Nein, nein, das glaube ich nicht. Seit damals hat sich viel getan.«

Der Oberst ist nicht gerade ein begnadeter Interviewpartner. Das Meiste, was er sagt, kommt in einzelnen, kurzen Sätzen. Hauptsächlich führen Birgitte und ich das Wort, es scheint ihn mehr zu interessieren, was wir zu sagen haben. Birgitte spricht über das Lied, das sie und Richard damals in ihrer Studentenbude in Oslo geschrieben haben, und wie sie nach Israel gefahren ist, um es aufzuführen. Ich erzähle von Birgittes E-Mail und von der Melodie, die nicht zurückzuhalten war. Ich übertreibe den Enthusiasmus ein bisschen, um ihn auf diese Weise mitzureißen. Ohne Erfolg.

»Vielleicht können Sie uns erzählen, was damals, 1982, passiert ist?«, frage ich, als Liora mit einer Kanne dampfend heißem Kaffee aus der Küche kommt. Ob es der Kaffee oder die Frage ist, die ihn weckt, weiß ich nicht, aber mit einem Mal ergreift Eli Geva das Wort. Es macht fast den Eindruck, als hätte er darauf gewartet, endlich sprechen zu können.

Eli Geva stammt aus einer Familie von Soldaten. Sein Vater Yosef hatte seit der Gründung Israels in allen israelischen Kriegen mitgekämpft, erst als Soldat, dann als General. Als Eli Geva mit 27 Jahren zum Oberst wurde, war er einer der jüngsten Offiziere in der Geschichte des Landes. Der junge Kommandant genoss großen Respekt sowohl unter den einfachen Soldaten als auch bei der Heerführung. Seine Untergebenen mochten ihn. Aber das alles war natürlich, bevor er wegen Befehlsverweigerung aus dem Heer entlassen wurde.

Ein Krieg hatte in der Luft gelegen. Im Nachbarland Libanon war die israelfreundliche Regierung im Begriff, nach dem endlosen Bürgerkrieg, in dem die palästinensische Widerstandsbewegung PLO eine wichtige Rolle spielte, die Macht zu verlieren. Von ihren Basen im Süd-Libanon aus hatte die PLO über Jahre hinweg die israelische Bevölkerung mit immer neuen Raketenangriffen terrorisiert. Nach einem Mordversuch am israelischen Botschafter in London gab der israelische Staatspräsident Menachem Begin schließlich den Befehl, die PLO mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln von der Grenze Israels zu verdrängen. Daraufhin marschierte am 6. Juni 1982 das israelische Heer im Libanon ein, mit Oberst Eli Geva an der Spitze der mehrere tausend Mann starken Brigade 211.

Die Operation im Süd-Libanon war keine einfache Aktion. Allein in der ersten Woche verloren Tausende von Menschen ihr Leben, die meisten davon libanesischen Zivilisten, die keine Verbindung zur PLO hatten. Die Kämpfe fanden häufig in den Flüchtlingslagern statt, in denen die palästinensischen Widerstandskämpfer sich unter der Zivilbevölkerung verstecken konnten. Das israelische Heer war militärisch überlegen, erlitt aber trotzdem höhere Verluste als erwartet. Oberst Geva musste persönlich erleben, wie einige seiner besten Leute an der Front fielen.

Nach einer Woche standen die israelischen Einheiten an der Stadtgrenze von Beirut. Sie waren viel weiter ins Land vorgedrungen als ursprünglich geplant. Von Verteidigungsminister Ariel Sharon kam der Befehl, die Stadt einzukesseln. Die PLO sollte nicht mehr nur von der israelischen Grenze vertrieben werden – man wollte sie zerstören und die israelfreundliche Regierung wieder einsetzen. In diesem Moment wurde Eli Geva bewusst, dass das Ziel des Krieges nicht das war, was man ihm vorgegaukelt hatte.

»Die Führung nutzte die Situation als Vorwand, um den Libanon anzugreifen. Sie glaubte, die Landkarte des Nahen Ostens verändern und aus Beirut einen Verbündeten Israels machen zu können.«

Eli Geva wusste aus eigener Erfahrung, wie schwer es war, in einem dicht besiedelten Gebiet Krieg zu führen. Während das israelische Heer strengen Regeln folgte, wie man in der Zivilbevölkerung auftreten musste, scheute die palästinensische Guerilla keine Mittel. Häufig mussten die israelischen Soldaten hohe Risiken eingehen, um die Zivilbevölkerung zu schützen. Während der Rest des Heeres rund um die Stadt Stellung bezog, verließ Eli Geva die Frontlinie, um die Machthaber des Landes zu warnen: Marschierten sie in Beirut ein, würde es ein Blutbad geben. Im Büro des Staatspräsidenten in Jerusalem versuchte Eli Geva klarzustellen, dass das Ziel des Krieges eine Illusion sei. Es wäre unmöglich, die PLO zu zerstören, ohne gleichzeitig ganz Beirut in Schutt und Asche zu legen, betonte er. Die Leiden, die die Zivilbevölkerung dann erdulden müsste, wären mit keinem Krieg zu vergleichen, an dem Israel je beteiligt war, und die Verluste auch in den eigenen Reihen wären enorm.

»Ich bin Offizier. Ich sehe durch mein Fernglas, und ich sehe Kinder«, erklärte Geva in der Hoffnung, dass der Staatspräsident den Ernst der Lage erkannte. Aber Begin zeigte wenig Verständnis für Gevas Einwände.

»Haben Sie den Befehl bekommen, diese Kinder zu töten?«, fragte er mürrisch. Geva musste einräumen, einen solchen Befehl nicht bekommen zu haben.

»Warum beschweren Sie sich dann?«

Nach fünfundvierzig Minuten im Büro des Staatspräsidenten war es Eli Geva nicht gelungen, den obersten Heerführer auch nur ansatzweise zu überzeugen. Enttäuscht teilte der Oberst daraufhin mit, dass er keinen Angriff leiten könne, von dem er wusste, dass er ein Fehlschlag werden würde. Geva wurde zum einfachen Soldaten degradiert, seine Befehlsgewalt als führender Offizier wurde ihm entzogen. Begin hatte nicht die Zeit, sich ablenken zu lassen. Er wollte einen schnellen, effektiven Sieg im Libanon.

Die israelische Belagerung Beiruts dauerte beinahe zwei Monate und wurde von der internationalen Gemeinschaft massiv kritisiert. Zehntausende von Menschen waren ohne Nahrung, Wasser und Strom, und die israelischen Bomben unterschieden nicht zwischen Terroristen und Zivilbevölkerung. Die palästinensische Widerstandsbewegung ließ sich militärisch nicht zerstören, genau wie Eli Geva es vorhergesehen hatte. Als die PLO sich schließlich aus der Stadt zurückzog und die Belagerung von Beirut beendet wurde, lagen noch Tausende von Toten in den Straßen der Stadt, Zehntausende waren im Krieg verletzt und obdachlos geworden. Was eine kurze, effiziente Militäroperation hätte werden sollen,

war missglückt und wurde zu einer langwierigen kämpferischen Auseinandersetzung. Das israelische Militär blieb mehr als dreizehn Jahre im Libanon.

»So viele Tote«, sagt Eli Geva. »Und damit meine ich nicht nur die Menschen im Libanon, sondern auch israelische Soldaten. Mehr als zwölfhundert tote Soldaten. Und wofür sind sie gestorben? Für nichts! Dieser Krieg hat nichts besser gemacht. Und deshalb bin ich stolz darauf, dass ich damals ... wie habt ihr das gesagt ... Nein gesagt habe.«

»Wie würden Sie das bezeichnen?«, frage ich. Er denkt nach.

»Ich würde sagen, dass ich auf smarte Art Nein gesagt habe.«

»Auf smarte Art?«

»Ja, denn eigentlich habe ich nicht Nein gesagt. Sie wissen ja, dass es mit dem Tod bestraft werden kann, wenn man im Krieg Nein sagt, also Befehle verweigert. Man kann schon erschossen werden, nur weil man mit jemandem darüber geredet hat.«

»Erschossen? So ... so ohne Weiteres?«, ruft Birgitte aus.

»Ja«, fährt Eli Geva unbeeindruckt fort. »Ich habe gesagt, dass ich diesen Einsatz nicht leiten kann, und damit habe ich auf kluge Art Nein gesagt.«

Er war damals ein kalkuliertes Risiko eingegangen. Geva fühlte sich sicher, dass niemand es wagen würde, ihn zu bestrafen – das wäre nur Wasser auf die Mühlen der Kriegskritiker gewesen. Zu guter Letzt wurde er aus dem israelischen Militärdienst entlassen. Nach vierzehn Jahren als Berufssoldat stand er plötzlich mit leeren Händen da.

»Ob ich Angst hatte? Nun, ich wusste natürlich, dass meine Karriere beim Heer damit beendet war, aber ich war noch jung genug, um etwas Neues zu beginnen. Natürlich war das nicht leicht, besonders am Anfang, aber die wenigen engen Freunde, die ich hatte, haben mich nicht hängen lassen.«

Eli Geva schenkt uns noch mehr Kaffee nach und erzählt, dass nur wenige andere Offiziere die Regierung derart kritisiert hätten wie er. Die meisten befürworteten den Krieg durch ihr Schweigen.

»Ich habe damals erwartet, dass es auch noch andere wagen würden, ihre Meinung zu sagen. Es ist doch Verrat, einen Krieg zu führen, in dem man keinen Sinn sieht. Dann betrügt man doch die Menschen, die man führt.«

Eli Geva fand innerhalb des Militärs kaum Unterstützer, vielleicht brachte er die Leute aber trotzdem zum Nachdenken. Staatspräsident Menachem Begin und Verteidigungsminister Sharon setzten sich beide für eine totale Invasion Westbeiruts ein, aber das Parlament lehnte den Vormarsch ab. Es war einstimmig der Meinung, dass das Risiko für die eigenen Truppen zu hoch sei.

»Ich will nicht sagen, dass ich den Krieg gestoppt habe, denn das habe ich nicht, aber so haben sie nur die Außenbezirke von Beirut besetzt. Vielleicht ist es auch mir zu verdanken, dass sie nicht wirklich in die Innenstadt vorgedrungen sind, und das macht mich glücklich.«

»Aber stand man nicht kurz vor dem militärischen Erfolg?«, frage ich. In vielen Berichten über den Krieg wurde die Situation so dargestellt, als wäre es nur eine Verkettung von Zufällen gewesen, dass die Invasion kein Erfolg für Staatspräsident Begin

wurde.

»Israel hatte keine Chance«, sagt Eli Geva mit sicherer Stimme. »Ein kleines Land wie Israel wäre nie dazu in der Lage gewesen, den Libanon zu besetzen. Denken Sie doch nur an die Amerikaner in Vietnam. Oder an die Russen in Afghanistan. Sie alle mussten irgendwann wieder gehen. Waren verurteilt, zu scheitern!«

Nach dreizehn Jahren zog das israelische Militär sich schließlich aus dem Süd-Libanon zurück. Die Besetzung hatte den Nährboden bereitet für die schiitische Widerstandsbewegung Hizbollah, die sich dort im Laufe kurzer Zeit festsetzen konnte, sodass direkt nach dem Rückzug wieder Raketen auf den nördlichen Teil Israels abgeschossen wurden – genau wie zuvor durch die PLO.

»Die Geschichte hat gezeigt, wie sinnlos das war«, wiederholt Eli Geva.

Nachdem er aus dem Militär entlassen worden war, tauchte Eli Geva erst einmal unter. Er wollte nicht im Rampenlicht der Medien stehen oder sein Leben der Politik widmen. Sein einziges Ziel war es immer gewesen, sein Heimatland zu verteidigen, wie es sein Vater vor ihm getan hatte. Jetzt hatte man ihm den Boden unter den Füßen weggezogen, sodass er sein Leben neu beginnen musste.

Liora arbeitete Vollzeit, um die Familie versorgen zu können, während Eli Finanzwesen studierte und schließlich versuchte, in der Privatwirtschaft einen Job zu finden. Es war nicht einfach. Jeder kannte den widerborstigen Oberst, der seinem Land den Rücken gekehrt hatte. Eli Gevas Name war gleichbedeutend mit Schwierigkeiten.

»Ob das ein Problem war? Natürlich war es das. Besonders in den ersten zehn bis fünfzehn Jahren. Aber jetzt sitzen wir hier in einem schönen Garten, und ich kann euch Kaffee servieren, wir können uns also wohl einig sein, dass es gut ausgegangen ist.«

Eli Geva hat eine interessante Art, sich auszudrücken. Er interviewt sich beinahe selbst, als hätte er sich lange auf das Gespräch mit uns vorbereitet. Er hört sich eher wie ein Diplomat als wie ein früherer Oberst an. Statt in seinen Antworten auf billige rhetorische Pointen zu setzen und sich mit allen Mitteln zu verteidigen, weist er immer wieder daraufhin, wie viele Seiten die Wahrheit haben kann. Er sucht Argumente *gegen* seinen Entschluss und macht deutlich, wie groß seine Zweifel damals gewesen waren.

»Schaut man, was hier vor sich geht, fällt es einem leicht, Israel zu hassen. Aus der Ferne ist es einfach, den Zeigefinger auf all das zu richten, was hier schief läuft.«

Seine Stimme hat einen strengen Klang bekommen und für einen Moment erkenne ich den scharfen Blick auf dem Schwarz-Weiß-Foto aus dem Jahre 1982 wieder. Jetzt redet der Offizier.

»Ich glaube, viele Menschen in Europa – bestimmt ist das auch in Norwegen so – verstehen das Problem nicht. Die große Frage ist, ob wir hier in Israel das Recht haben, als jüdischer Staat zu existieren. Kann ein Land jüdisch sein oder nicht? Ich denke, viele verstehen nicht, wie komplex und kompliziert diese Frage ist.«

Eli Geva war kein Pazifist. Er unterstützte den Krieg gegen die PLO und protestierte nicht, als er den Befehl erhielt, im Libanon einzumarschieren. Sowohl Widerstandskämpfer als auch zivile Bevölkerung wurden unter seiner Leitung getötet. Die Befehlsverweigerung,